

Schweinereien und Lichtblicke

Wiener Weltuntergang - Fruehling der Toten, #12

by John Aysa, 1969-

Veröffentlicht: 2013
Residenz Verlag



Inhalt

Kapitel 4 ...	Massenvernichtung.
Kapitel 5 ...	Kiwi.
Kapitel 6 ...	Trash und Traum.



WERBUNG:

Die schönsten Träume, den tiefsten Schlaf, die beste Entspannung.

Mephistopheles Samtpfötchen, ein besseres Beruhigungsmittel hat noch niemand erfunden.

Der kleine Tod für die große Erholung.

Mephistopheles Samtpfötchen, das wirkt garantiert.

*Ihr Vermögen für unser **Mephistopheles Samtpfötchen!***

WERBUNG ENDE

Kapitel 4

Massenvernichtung.

„Wo kommen die denn her?“ fragte der Tech erschrocken. Mit äußerst behutsamen Bewegungen packte er seine Kamera weg und brachte seine Waffe in Position. Die Untoten standen einfach nur da und starrten sie an. Sie schwankten leicht, wie Schilf in einem lauen Luftzug, sahen scheußlich aus, rührten sich sonst nicht. Kein Laut, kein Geräusch. Bloß starren.

„Gute Frage.“ Adriana konnte es einfach nicht fassen. Fünfzehn militärisch gedrillte Personen, und keine davon bekam mit, wie sich ringsum eine Horde toter Gegner formierte. Das war unglaublich.

„Ich schwöre, daß vor einer Minute niemand außer uns hier gewesen ist.“ Hicks fluchte. Es wäre durchaus in seiner Verantwortung gelegen, auf die Umgebung zu achten, während die Kommandantin beschäftigt war. Erst die gedankenlose Peinlichkeit den Gequälten gegenüber und jetzt diese tödliche Pleite. Dieses ganze Unternehmen stand unter keinem guten Stern.

„Großartig, Hicks. Davon haben wir genau nichts. Ein ganzer Trupp der pervertierten Neugierde verfallen, ringsum alles vergessend. Das Niveau unserer Truppen wird immer schlechter. Die Freakazoiden brauchen nur warten, in ein paar Jahren haben sie nichts mehr von uns zu befürchten.“

Sie ließ sich langsam auf ihr rechtes Knie hinab, und ringsum arrangierten sich die Soldaten im Slow-Motion-Tempo neu, gingen in Position und bildeten zwei Reihen: die vordere auf dem Knie, die hintere stehend, der Rest der Truppen dahinter als Assistenz.

So wie es aussah, hatten sie es hier nur mit einfachen Zombies zu tun, keinem der intelligenten, der Sprache fähigen, schnellen Untoten der zweiten Generation,

die man ursprünglich als Next-Generation-Zombie bezeichnet hatte. Evolution bei den Untoten.

Es war bis heute nicht klar, was genau die Leute bei HGT seinerzeit entwickelt hatten. Im kurz nach Beginn des Ausbruchs herrschenden Chaos waren die meisten der an diesem Projekt Beteiligten ums Leben gekommen, und etliche Petabyte an Daten waren vernichtet worden. Endgültig.

Der Begriff Freakazoide kam praktisch aus dem Nichts und war hängen geblieben. Diese neue Generation an Zombies beherrschte ihre Vorgänger und setzte sie gezielt für unterschiedlichste Aktionen ein. Wie das funktionierte, war vollkommen unklar.

„Zielt auf die Köpfe! Feuer frei!“

Als die ersten Zombies fielen, setzte sich die Menge in Bewegung, begann in ihre Richtung zu drängen, unberührt von den in Massen fallenden Untoten, die dicht an dicht am Boden zu liegen kamen und es den nachdrängenden Leichen immer schwerer machten, weiter vorwärtszukommen.

Nach wenigen ohrenbetäubenden Minuten war der Gang mit Bergen von endgültig Toten verstopft. Das bremste den Vormarsch beträchtlich und behinderte im selben Umfang den Abzug. Adriana schickte drei Mann in die Gegenrichtung, um nach einem alternativen Ausgang zu suchen, aber ihre Späher waren schon nach wenigen Minuten wieder zurück. Erfolglos. Doppelt ärgerlich, weil es schließlich irgendwo einen verborgenen Weg hier raus geben mußte.

Den stinkenden Teppich aus totem Fleisch zu erklimmen war unaussprechlich ekelhaft und die einzige Option, die ihnen zur Verfügung stand.

„Da drüber?“ entsetzte sich ein jüngerer Soldat.

„Genau. Hinüber und dabei gut aufpassen. Nur toter Untergrund ist guter Untergrund.“

Sie kletterten stolpernd und schießend über die leblosen Körper, unter Stiefeln und Händen bebte Fleisch, knirschte es. Blut, Eiter und Maden quollen aus Wunden, Gerüche von Fäulnis und Fäkalien stiegen auf. Unsagbar abstoßend.

Ein Teil der Leute schoß auf die vor ihnen wimmelnde Masse von Untoten, der andere Teil feuerte in die am Boden liegenden Körper, die nicht so reglos waren, wie man es von Leichen erwartete. Adriana konnte sich nicht viele Dinge vorstellen, die noch widerlicher waren als das, was sie zu tun gezwungen waren.

Langsam lichteten sich die Reihen, aber wenn sie den Verbrauch an Munition überschlug, würde die Sache mehr als knapp werden. Massen von Zombies benötigten Massen von Munition. Daran war nicht zu rütteln, das konnte man auch nicht schönreden oder versuchen, neu zu berechnen.

Erst hielt sie den Lärm für Echos ihrer eigenen Schüsse, aber schnell stellte sich heraus, daß der Feuerlärm von ihren restlichen Mannschaften ausging, die sich von der anderen Seite durch die Massen von untoten Körpern vorwärtskämpften, um ihnen zu Hilfe zu kommen.

Das war großartig, eine Erleichterung, ein Grund zum Feiern. blieb aber immer noch die Frage, wie eine derartige Menge Zombies einfach hinter ihnen auftauchen konnte. Natürlich war damit zu rechnen gewesen, daß in dem weitläufigen Netz an Tunneln der eine oder andere Untote unterwegs sein mußte. Das war anders gar nicht vorstellbar gewesen. Aber ein derartig konzentrierter Auftritt roch geradezu nach Falle.

Was wiederum eine überaus beunruhigende nächste Frage aufwarf. Was ging hier ab? Über welche Mittel verfügten die Freakazoiden, wenn sie über einen eigentlich geheim gehaltenen Vorstoß der EPF Bescheid wußten? Das sollte den Arschlöchern in der Einsatzleitung zu denken geben.

Vielleicht würden sie dann endlich ihre hochnäsigen Hintern von den Sesseln heben, auf denen sie angewachsen waren, um nachzusehen, ob die Krümel, die sie mit ihren Fürzen exportierten, nicht ein wenig zu Geschwätzigkeit neigten.

Endlich fiel die letzte Gestalt, ihrer Schätzung nach waren es rund zweihundert Zombies gewesen. Irgendwo in diesem öden, verwüsteten Landstrich verbargen sich ein paar äußerst clevere Freakazoiden. Sie trat auf die Einsatztruppe zu.

„Wer von euch hatte die Idee, uns entgegentzukommen?“ Sie musterte den Soldaten, der vor ihr stand und salutierte.

„Gefreiter Michael Lang.“

Die European Police Force war eine eigenständige Einheit innerhalb der europäischen Armee mit eigenständiger Ausrüstung. Sie agierte unabhängig und führte beinahe ausschließlich Spezialaufträge durch. Auch die Uniform der EPF unterschied sich vom Rest der Armeen. Theoretisch war das Gebilde gut durchdacht, praktisch gab es typisch europäischen Wahnsinn, der die ganze Einrichtung wieder umständlicher als nötig machte.

So war man auf die absurde Idee verfallen, an jeder Uniform ein länderspezifisches Kennzeichen anzubringen, um die Herkunft des Soldaten zu markieren. Überdies war die Bezeichnung der Ränge uneinheitlich, da die Deutschen nicht alles angliedert haben wollten und die Franzosen die deutsche Sprache schrecklich unästhetisch empfanden, während die Briten schon aus Prinzip nicht einsahen, von einigen Benennungen abzuweichen.

Die von politischen Machtkämpfen traktierten Theoretiker hatten eine halbe Ewigkeit gebraucht, um eine überaus umständliche und unbefriedigende Lösung zu finden, einen haarsträubenden Kompromiß. Bei diesem absurden Theater wunderte es Adriana immer wieder, daß es doch möglich gewesen war, sich auf ein System zur Errichtung der überkuppelten Städte zu einigen. Noch ein Wunder: Die schwimmende Stadt Amsterdam war nicht zu einer Kuppel gezwungen worden.

„Gefreiter Lang, Sie sind ab sofort... wie heißt das bei euch Deutschen? Zugführer, genau. Sie sind hiermit zum Zugführer ernannt und leisten Ihre Dienste mit sofortiger Wirkung als mein persönlicher Adjutant.“

„Jawohl, Captain. Danke.“

„Bevor Sie mir für diese beschissene Aufgabe danken, müssen Sie mich erst einmal verfluchen lernen, verstanden? Gut, Abmarsch ins Lager.“

Beinahe hätte sie sich für diesen dämlichen Machospruch selbst in den Arsch getreten.

Kapitel 5

Kiwi.

Das verrückteste Verkehrszeichen war das gelbe Quadrat mit schwarzer Umrandung. Es stand auf einer Ecke und zeigte in der Mitte einen fetten, ebenfalls schwarzen Klecks, der einen flugunfähigen Laufvogel darstellte, den Kiwi.

Das neuseeländische Wahrzeichen.

Dann waren da noch der Linksverkehr und die Tatsache, dass die Neuseeländer dazu neigten, sich hinter dem Steuer eines Wagens in unkontrollierbare Tiere zu verwandeln, die rücksichtslos über Straßen schleuderten, die kaum dem Standard entsprachen, den sie aus Europa gewöhnt war.

Wer das erste Mal erlebte, wie ein schwerer sechsachsiger, vielleicht noch bis an die Traglast vollgeladener Truck auf einer schmalen Schotterstraße kurz vor einer scharfen Kehre einen halbwegs normal dahinfahrenden Personenwagen überholte, der erfuhr leibhaftig, wie es war, dem irren Schlagzeuger der Muppets persönlich zu begegnen.

Auch andere Kleinigkeiten stießen einem Einwanderer erstmals etwas auf. So zum Beispiel der eigentlich ungenießbare feuchte Lappen, der hier als Brot durchging und sich großer Beliebtheit erfreute. Das mochte darin begründet sein, daß es, abgesehen vom Film- und Kulturzentrum Wellington, der Hauptstadt des Landes, keine europäischen Bäcker gab. Die beiden Bäcker dort verdienten ein Vermögen.

Auch die Psychose der Kiwis, den Rasen ihrer Gärten nicht länger als eine Handbreit hoch wachsen zu lassen, mutete etwas seltsam an, hatte etwas beschauert Britisches an sich. Regelmäßig plagten sie sich wie die Verrückten ab, um das Gras kurzzuhalten, offenbar besessen davon, englischere Rasen hervorzu bringen als die Engländer.

Aber im Großen und Ganzen waren diese Dinge kaum mehr als unwesentliche Kleinigkeiten, Schrullen, wie man sie in jedem Land auf der Welt antraf, um sich kopfschüttelnd mit den Eigenheiten der neuen Heimat abzufinden.

Es lebte sich herrlich hier.

Die Landschaft war traumhaft. Wenn ihnen danach war, konnten sie hinunter zum Grand Chateau bei Whakapapa fahren, um an den Ausläufern des Mt. Ruapehu Ski zu fahren. Beinahe im selben Atemzug war es möglich, unter der Sonne am Strand zu schwitzen. Das Meeresklima war äußerst angenehm, und wenn man darauf achtgab, sich nicht allzu starker, direkter Sonneneinstrahlung auszusetzen, brauchte man sich nicht mehr vor Hautkrebs zu fürchten als anderswo.

Ein von Satelliten aufgespannter Ozonschirm befand sich im letzten Stadium seiner Fertigung. Bis es so weit war, dauerte es zwar noch ein paar Jahre, aber Zeit, darauf zu warten, ohne seine Alltagspläne sonderlich einzuschränken, war im Überfluß vorhanden.

Hatte man es geschafft, hier Fuß zu fassen, gab es nichts, worüber man sich beschweren konnte. Das Meer und die Luft waren sauber, es gab keinerlei Atomkraft, und seit einem Jahrzehnt wurden die Umweltstandards rigoros überwacht und Verstöße hart bestraft.

Kaikoura—mit einem Boot hinaus aufs Meer fahren, die wunderschöne Küstenlinie bewundern und Delfine füttern. Durch Taupo schlendern—eine herrlich bunte Touristenfalle. Die Zehen tief im schwarzen Sand der Fitzroy Beach zu vergraben. Von den Castlepoint Felsen, von Captain Cook so benannt, hinaus auf das

nachtschwarze Meer blicken, das im Schein des Leuchtturms glitzerte, um den funkelnden Sternen am Himmel Paroli zu bieten.

Es gab tausende Gründe, warum es sich lohnte, hier zu leben. Vorausgesetzt, man hatte genügend Geld, um all die Schätze in entspannter und sorgenfreier Ruhe bewundern zu können.

Carlotta saß auf der mit einem Sonnendach geschützten Terrasse ihres Hauses und überblickte den wilden Garten, den sie und Andrea in den letzten Jahren gehegt und gepflegt hatten. Er war so untypisch wie nur möglich. Das Gras wuchs hoch und kaum ein Strauch oder Baum wurde in seinem Wuchs eingeschränkt oder zurechtgestutzt.

Die Schwierigkeiten der ersten Jahre lagen hinter ihnen. Streit, Kränkungen, Frust, Enttäuschungen, Zorn. Ausgeraucht, ausgesprochen, aus ihrem Leben hinwegargumentiert. Sie kannten einander gut genug, um Verletzungen zu vermeiden, und vor allem verspürte keine von ihnen mehr den Drang, die andere zu dominieren. Das war eines der größten Probleme gewesen.

Je länger sie hier waren, um so größer war das Bedürfnis nach Frieden und Harmonie geworden. Die beiden Frauen hatten sich letztlich zu einer gleichberechtigten Partnerschaft zusammengekämpft, die klaglos funktionierte.

Carlotta vernahm von unten ein Krachen und konnte Andreas ungehemmtes Fluchen hören. Erheitert erhob sie sich aus ihrem Stuhl und beugte sich über die Brüstung. Entlang der Fassade war aus Leitern und Brettern ein sehr unsicher aussehendes Gerüst aufgebaut. Andrea turnte darauf herum, eine Farbwalze in einer, einen Eimer mit blauer Farbe in der anderen Hand. Sie hatte es sich partout nicht nehmen lassen, den verblassenden Anstrich selbst zu erneuern. Carlotta hatte ihr die Arbeit mit einem Schulterzucken überlassen. Jedem Tierchen sein Pläsierchen.

„Alles in Ordnung bei dir?“

Andrea blickte hoch, ihre Augen wie immer hinter einer Sonnenbrille verborgen, diesmal mehr jedoch, um sie vor Farbspritzern zu bewahren.

„Ja. Ich wäre beinahe in den Eimer gefallen.“

„Vielleicht wenn wir doch Maika rufen?“ Der hundertelte Vorschlag, obwohl sie Andreas Antwort schon kannte. Trotzdem, warum nicht einfach fragen? Maika war Inhaber, Geschäftsführer und sein eigener Angestellter in einem kleinen Laden, der allerlei Handwerksartikel zum Erwerb anbot. Außerdem war er gegen Bezahlung auch bereit, diverse anfallende Handwerksarbeiten selbst durchzuführen. Sofern man geneigt war, dieses Risiko mit ihm einzugehen. Er war sehr nett, aber ein Risiko.

Andrea schüttelte den Kopf und ihr zu einem Schweif zusammengebundenes Haar schnalzte um den Kopf herum.

„Nein, sicher nicht. Maika mag zwar Handwerker sein, aber meine Fassade be-male ich immer noch selbst. Stell dir bloß vor, er kommt auf eine seiner komischen Ideen und krakelt uns ein zwei Meter großes Schriftzeichen auf die Fassade. Achtung bissige Bitches. Oder ähnlichen Unfug. Vielen Dank.“

„Ach komm, das hat er nur ein einziges Mal gemacht.“

„Na und? Das heißt noch lange nicht, daß er es nicht wieder tun könnte, und an dieser Art von Aufmerksamkeit bin ich herzlich wenig interessiert.“

„Na gut.“ Carlotta wandte sich wieder ab. „Aber gib auf dich acht, du hast mehr als genug Zeit für deine Arbeit. Bloß nicht hetzen und verletzen.“

„Haha, du bist so witzig!“ Carlotta grinste und zog sich wieder in ihren Stuhl zurück. Sie brachte diese Spitze jedes Mal zur Anwendung, wenn Andrea aus irgendeinem absurden Grund Stress bekam.

Die Sache mit den Nanomaschinen im Blut war relativ einfach gewesen. Es hatte nur etwas Schmiergeld und eine Bluttransfusion gebraucht, um ihre Gefährten mit denselben Maschinen zu versorgen, die auch in ihrer Arbeit verrichteten.

Einfach und logisch, obwohl HGT seinerzeit sicher nicht an diese Vorgehensweise gedacht hatte. Aber wie bei vielen Dingen, die einen bestimmten Grad der Komplexität erreichten, war auch hier eine Verselbstständigung eingetreten, die alle Pläne zu Makulatur gerinnen ließ. Ihre Beziehung war ein höchst interessantes Experiment. Wie lange würden sie zusammenbleiben? Einige Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte? Bis ans Ende der Zeiten?

Würden sie sich in fünfhundert Jahren noch etwas zu sagen haben? Einander noch lieben, geil aufeinander sein? Waren Menschen überhaupt fähig, eine derartige Ewigkeit gemeinsam zu bestreiten? Abgesehen davon, waren sie in der Lage, so lange zu leben, ohne dem Wahnsinn zu verfallen oder sich aus lauter Langeweile nach einem vorzeitigen Ende zu sehnen?

Sie hatten beide begonnen, ein Tagebuch zu führen, da es unmöglich war vorzusagen, wie weit zurück sie sich erinnern konnten, wenn sie hundert, zweihundert, dreihundert oder mehr Jahre alt waren. Es wäre schade, irgendwann nicht mehr zu wissen, woher man kam.

Zum Henker, sie wußte schon heute kaum mehr, was in den ersten drei Jahren seit ihrer Ankunft hier alles geschehen war. Sie hatten sich ununterbrochen gestritten und das Haus auf Vordermann gebracht, bis es jeden Preis für Gestaltung, Einrichtung und Architektur gewonnen hätte. Darüber hinaus hatten sie mit der Anlage des Gartens angefangen, sich auch dabei mehr als oft in die Haare gekriegt, um anschließend eine Reise in nähere oder weitere Umgebung zu unternehmen—zum Dampfablassen und Versöhnen.

Daran konnte sie sich gut erinnern. Aber sonst? Sie waren beide mit unglaublicher Sturheit gesegnet und diese lästigen Ausritte ihrer Egos hatten sie ziemlich beansprucht, bis sie sich aneinander angepaßt hatten. Dann war die Frage aufgetaucht, was sie tun könnten, um sich die Zeit zu vertreiben.

Der Großraum um Nelson herum war immer schon von Künstlern und Handwerkern besiedelt worden und so ergab sich eine Tätigkeit in diesen Gefilden fast zwangsläufig. Andrea hatte sich als Malerin versucht, aber nach einigen Monaten, in denen sie teuerste Leinwände mit einer Scheußlichkeit nach der anderen beleidigt hatte, ihre Versuche aufgegeben. Auch deshalb, um ihrer beider Nerven zu schonen, da Carlotta schon keine Worte mehr gefunden hatte, um die Grausamkeiten zu beschreiben, die von der Leinwand triefen.

Andrea beharrte jedes Mal darauf, daß Carlotta schonungslos und ehrlich sein müsse, aber dann war sie doch gekränkt, wenn die ehrliche Meinung negativ ausfiel. Carlotta wiederum wollte nicht lügen, um ihre Freundin zu schonen, denn die hätte das sehr wohl mitbekommen und wäre noch mehr beleidigt gewesen. Also gab sie auf. Manchmal war es kompliziert.

Seither bemalte Andrea nur mehr die Fassade. Carlotta hatte die Malerei gleich gar nicht angefangen. Stattdessen versuchte sie, neben ihren Tagebüchern auch Erzählungen zu schreiben. Tausend Seiten Versuche, ehe sie Andrea eine erste Leseprobe hatte zukommen lassen.

Letztlich war es Maika, der sie auf die richtige Spur brachte, mit einer Bemerkung, die er bei einem seiner früheren Besuche hatte fallen lassen. Er war kopfschüttelnd vor der riesigen Sammlung von Büchern gestanden, tausende Bände aller Art. Ob sie die alle selbst gemacht hatten, wollte er wissen.

Weil es keinen Gewinn abwerfen mußte, war das Verlegen eine sinnvolle und interessante Beschäftigung. Vor allem, da die Herstellung eines gedruckten Buches ohnehin absurd war. Alles war elektronisch abrufbar und selbst der billigste Terminal lieferte qualitativ gute Drucke.

Aber zu ihrer Überraschung fand sich doch ein—überschaubares—Publikum, das bereit war, Geld für bedrucktes und gebundenes Papier auszugeben. Nach etlichen Fehlschlägen und Versuchen hatte Fair Dinkum Publishing ein Gesicht und einen lokalen Bekanntheitsgrad. Das genügte, um ihnen Freude zu bereiten.

Die Bücher wurden sorgfältig gebunden und mit ausgefallenen Buchdeckeln versehen. Einige bekamen Holzdeckel, andere geätztes Metall. Alles, was eine dem Inhalt entsprechende Verpackung ergab, wurde herangezogen und verarbeitet.

Die Auflage ging in den seltensten Fällen über wenige hundert Stück hinaus, und wenn, so wie jetzt, die heißeste Jahreszeit angebrochen war, dann stellten sie den Betrieb für zwölf Wochen überhaupt ein. Mehr als sechs Bücher hatten sie noch in keinem Jahr herausgebracht. Meist waren es nur drei oder vier Titel.

Sie publizierten Bildbände neuseeländischer Kunst, Fotobände und fantastische Literatur. Kleine, fein gemachte Auflagen, für deren Gestaltung Künstler aus der näheren Umgebung gewonnen wurden, die für Umschläge, Illustrationen und Fotos verantwortlich zeichneten.

Carlotta verließ die Terrasse und trat durch den Luftvorhang ins angenehm klimatisierte Innere des Hauses. Der furnierte Parkettboden unter ihren bloßen Füßen war angenehm kühl, während sie durch das weitläufige Zimmer schritt. Wo hinter den Laufmetern voller Buchregale die Wände erkennbar waren, strahlten sie in sauberem Weiß.

Der Raum nahm die gesamte Breite des Hauses ein und stellte einen zweiten Wohnraum dar, von dem aus man sowohl in das gemeinsame Schlafzimmer als auch in eines der Arbeitszimmer gelangen konnte, ohne dazu hinaus auf die Galerie zu müssen.

Carlotta ging ins Schlafzimmer, streifte den Seidenkimono ab und hängte ihn sorgfältig in den Kasten. Dann ging sie ins Bad, duschte ausgiebig, ehe sie in Shirt und Shorts auf die Galerie hinaustrat und die Treppe hinunterging. Weder Wölfchen noch Furie, ihre beiden Katzen, ließen sich blicken. Recht hatten sie. Sie ging in die Küche, stellte Kaffee auf und stieg in ein Paar flacher Ledersandalen, ehe sie mit zwei Tassen voll schwarzer Brühe hinaus auf die Veranda trat und sich unter dem Gerüst hindurchduckte.

Andrea war immer noch verbissen dabei, die Holzverkleidung der Fassade in Höhe des ersten Stocks zu färben.

„Komm runter und mach eine Pause.“ Sie deutete auf die Tasse. Andrea überlegte einen Moment, legte dann den Farbroller angewidert beiseite und kletterte

hinab. Sie wusch die Hände am Gartenschlauch, ehe sie sich auf den Stufen neben ihrer Freundin niederließ.

„Was für ein Schwachsinn.“

„Was? Der Kaffee oder deine Malerei?“ Der Blick, den Andrea ihr zuwarf, sagte alles. „Ich bin immer noch dafür, Maika die Arbeit machen zu lassen. Er könnte das Geld sicher brauchen. Aber nachdem du nicht willst, beschwere dich bloß nicht. Selbst schuld, kein Mitleid.“

„Oh, ich beschwere mich doch gar nicht. Und mach dir bloß keine Sorgen, Maika wird noch genug zu tun bekommen. Du bist doch nur scharf auf ihn, darum schlägst du ihn ununterbrochen vor. Dabei weißt du, wie... sagen wir kompliziert... der Typ sein kann.“

„Was hat denn jetzt das eine mit dem anderen zu tun?“ Carlotta protestierte. „Erstens bin ich nicht scharf auf ihn, und zweitens kann er keine großen Katastrophen anstellen, wenn er nur einen Eimer Farbe und einen Pinsel als Werkzeug zur Verfügung hat.“

„Ach, sei doch nicht so scheinheilig.“ Andrea grinste. „Wenn du Maika nur siehst, wirst du feucht im Schritt. Das kannst du nicht verbergen, mein Schatz. Ich weiß, welche Typen dir gefallen, und Maika ist wie für dich geschaffen.“

„Quatsch.“ Sie wurde tatsächlich rot.

„Aber sicher doch. Er ist groß, hat dichtes, schwarzes Haar, strahlend weiße Zähne und er ist ein tätowierter Maori. Sag mir bloß nicht, daß du so einem Mannsbild widerstehen kannst.“

„Maika ist total verschoben. Er sitzt vor seinem Laden und weigert sich aufzustehen, wenn sein linker Fuß ihm davon abrät. Ich habe schon beobachtet, wie er die ganze Nacht am Strand sitzt und sich nicht darum kümmert, ob das Wasser steigt oder sinkt. Er wäre aus reiner Sturheit beinahe ertrunken.“

„Und du hast die Mund-zu-Mund-Beatmung durchgeführt. Ja, du würdest nichts lieber tun, als dich mit ihm in den Wellen zu wälzen, seine Hände zu spüren, wie sie über deinen Körper gleiten, über das Gesicht hinab zu den Brüsten, über den Bauch zum Nabel und dann zwischen die Schenkel. Du hättest gerne seinen Schwanz drinnen gehabt und dich von ihm stoßen lassen und...“

„Rutsch mir doch den Buckel runter, Andrea.“ Carlottas Gegenwehr war eher halbherzig. „Du bist diejenige, die ihn gerne umklammern würde, die ihre Füße hinter seinem nackten Arsch überkreuzen möchte, damit er möglichst tief in sie eindringen kann. Du projizierst deine eigenen Fantasien auf mich, du verkorkste Tussi.“

Statt einer Entgegnung schob ihr Andrea einfach ihre Hand in die Shorts und drückte den Zeigefinger gegen ihre Spalte. Anschließend hielt sie den Finger Carlotta triumphierend unter die Nase. „Du bist geil auf den Maori.“ Sie grinste, steckte den Finger in den Mund, und das Grinsen wurde noch breiter. „Du bist fickrig wie eine läufige Wasserratte, mein Schatz.“

„Na, wenn schon.“ Carlotta war über den Verrat ihrer treulosen Muschi alibi-halber etwas verärgert. „Du bist mindestens so gampig auf ihn wie ich.“

„Na, sicher doch. Er ist ein prächtiger Bursche. Ein totaler Spinner, aber das ist egal. Ich werde seine Hand sicher nicht wegstoßen, wenn er mir an den Hintern faßt. Im Gegenteil, ich werde ihm meinen Hintern noch entgegenstrecken, damit er

fester zupackt, mit beiden Händen, damit er mir den Arsch massiert, mir anschließend ins Höschen greift und meine Spalte erkundet...“

„Damit er seine Zunge in deine Rosette stecken kann.“

„So wie du das sagst, klingt es unglaublich ordinär.“

„Süße, ich bin ordinär. Du könntest dich langsam daran gewöhnen.“

„Du bist pervers und obszön.“

„Und du fährst voll darauf ab.“

„Ich habe auch nichts Gegenteiliges behauptet.“

Kapitel 6

Trash und Traum.

Verärgert dachte sie an einen alten Spruch, den sie, weiß der Teufel wann, einmal aufgeschnappt hatte: Wenn einer verrückt wird, so beginnt es im Kopf, außer er hat sein Hirn im Arsch. Das hatte nicht unmittelbar mit dem nervtötenden Heulen und Kreischen zu tun, das die ganze Nacht über im Lager hörbar war, aber es erschien ihr in diesem Zusammenhang nicht unpassend.

Der Radau schlug ihr auf den Magen, verdarb den kümmerlichen Rest von Appetit auf die ohnehin nicht gerade schmackhaften Nahrungskonzentrate und zerrte gehörig an den Nerven. Der Doc ließ zur Sicherheit jeden Mann eine Beruhigungspille einwerfen. Jetzt die Nerven zu verlieren, wäre äußerst unpassend gewesen.

Die Quelle des Lärms war nicht feststellbar. Es konnte ebenso ein gefolterter Mensch, ein verrückter Freakazoide oder einer derjenigen irren Menschen sein, die sich offenbar freiwillig diesem Wahnsinn hier angeschlossen hatten, um auf Seiten des Chaos zu marschieren. Für Adriana Mellenkamp war es unvorstellbar, wie krank im Hirn jemand sein mußte, um freiwillig so etwas zu tun wie die Dinge, die sie heute gesehen hatte. Ausgerechnet Menschen, die geschworen hatten, Leben zu retten, Kranke zu heilen und Schmerzen zu lindern. Dafür gab es keine Entschuldigung. Diese Bestien, die umso grausamer waren, weil sie über das anatomische Wissen verfügten, um ihre Kunst effektiv einzusetzen, gehörten vom Angesicht dieser Welt getilgt.

Der Lärm zermürbte und machte die Mannschaft trotz Pille gereizter, als sie es nach diesem Tag ohnehin schon war. Im Übrigen war es auch ziemlich anstrengend, bei diesem Krach eine vernünftige Unterhaltung mit dem Einsatzkommando zu führen. Im Augenblick stand ihnen der Luxus einer Übertragung von Bild und Ton zur Verfügung und sie wartete, während der Tech die Aufzeichnungen des heutigen Tages schickte. Sie hatte es nur mit General Schonfield zu tun, wußte aber, daß wenigstens ein halbes Dutzend hoher und höchster Offiziere außerhalb der Kamera die Aufnahmen begutachtete. Sie konnte hören, wie die Bilder sie schockierten.

Aber wir waren vor Ort und haben den Wahnsinn auch noch gerochen, dachte sie, und Schonfield sah sie irritiert an.

„Ich habe Sie nicht verstanden, Mellenkamp.“

„Ich sagte, vor Ort war alles noch viel schlimmer, General.“ Ihr war gar nicht bewußt gewesen, daß sie vor sich hingemurmelt hatte. Sie mußte aufpassen, sie war müde und unaufmerksam.

„Das kann ich mir vorstellen.“ Er wendete sich von der Kamera ab, nickte und murmelte unverständliche Worte. Dann drehte er sich wieder in ihre Richtung, und Adriana wußte, daß sich ihre Befehle geändert hatten.

„Dringen Sie so weit wie möglich ins Zentrum vor und versuchen Sie herauszufinden, wie diese Freaks an Informationen kommen. Sabotieren Sie so gut wie möglich. Verstanden?“

„Glasklar, General. Sobald wir unsere Bewegungsmelder haben, machen wir uns...“

„Captain, Sie bekommen die Bewegungsmelder nicht.“

„Wie bitte?“ Sie musste sich verhöhrt haben.

„Es gibt sie nicht. Sie sind verschwunden. Wir haben keine Ahnung, was geschehen ist. Die Militärpolizei ermittelt unter anderem auch deshalb.“ Schonfield unterbrach sich und sah aus, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

„Unter anderem? Was ist denn noch verschwunden, was ich wissen müßte?“

Jemand außerhalb des Bildes sagte etwas und Schonfield drehte sich weg, bellte einige unverständliche Worte.

„Tausend Ricky-O-Minen, einhundert Panzerbrecher, achthundert Sturmgewehre plus Munition.“

Sie starrte ihn fassungslos an. „Dafür hätte man einige Lastwagen und eine ganze Kompanie Männer gebraucht. Wie kann so viel Material verschwinden?“

„Nun, deshalb ermittelt die Militärpolizei. Alles andere, was Sie angefordert haben, bekommen Sie morgen. Es tut mir leid.“

„General, ich kann unmöglich...“

„Das ist alles, Captain. Ich danke Ihnen für den Bericht. Sie haben Ihre Befehle, passen Sie sich der Situation an. *Hanc rerum condicionem mutare non possumus.*“

Die Verbindung wurde unterbrochen und sie starrte den schwarzen Bildschirm wütend an.

Diese Daseinsbedingung können wir nicht ändern. Was für ein hohles Geschwätz.

„Ja, mir tut es auch leid.“ Sie stand von ihrem Platz auf und sah sich um. Ihre Führungsmannschaft hinter ihr war wie gelähmt. Friß oder stirb, hatte der Befehl geheißen. Adriana war sicher, daß es irgendwo Statuten oder Gesetze geben mußte, die Kriegsführung dieser absonderlichen und wahnsinnigen Art eindeutig verboten.

„Ich habe keine Ahnung, wie Sie das sehen, Captain. Aber ich würde gerne meine private Meinung zum Ausdruck bringen, wenn Sie gestatten.“ Der Doc blickte sie ruhig an, während er eine seiner Zigarillos in Betrieb nahm.

„Ich höre.“

„Wir sollten uns absetzen. Das Oberkommando hat uns gerade in den Tod geschickt.“

Hicks starrte ihn an, als ob er ein besonders ekelhafter Käfer wäre. „Fahnenflucht? Doc, du schlägst allen Ernstes Fahnenflucht vor? Bist du wahnsinnig?“

Lee Cleef erwiderte die Herausforderung in der ihm eigenen Art, indem er ruhig an seiner Zigarillo zog. Sein hängender Schnauzbart verdeckte die sardonisch

nach oben gezogenen Mundwinkel und seine Augen erwiderten den wilden Blick des Sergeant ohne Emotion.

„Ohne diese Bewegungsmelder werden wir in eine Katastrophe laufen. Wir werden einen großen Teil unserer Mannschaft verlieren. Das ist dem Kommando sehr wohl bewußt, und sie schicken uns trotzdem. Ich habe nur laut nachgedacht, über das Leben, den Tod und das Überleben. Das waren meine privaten Gedanken, Hicks. Was ich als Offizier mache, steht auf einem anderen Blatt. Nimm noch eine Beruhigungspille, ehe du vor Aufregung zerplatzt.“

„Ich will keine beschissene Pille, Doc.“

„Doch, Hicks. Ich bin dein Vorgesetzter und ich bin Arzt. In medizinischen Belangen gilt mein Wort. Du nimmst noch eine Pille. Jetzt sofort, vor Zeugen. Das ist ein Befehl.“ Einige Atemzüge lang dachte sie wirklich, Hicks würde sich auf den Doc stürzen. Schließlich griff er nach seinem Vorrat, nahm eine Pille, steckte sie in den Mund und spülte sie mit einem Schluck Wasser hinunter. Unaufgefordert öffnete er den Mund, streckte die Zunge raus und gewährte dem Doc einen Blick.

„Ich würde den Vorschlag nicht unbedingt als Fahnenflucht bezeichnen, Hicks.“ Damit überraschte sie vor allem sich selbst. §Aber die Wahl zwischen der Existenz als Bewohner eines tausendjährigen Reiches voller Zombies und der eines Flüchtlings irgendwo in den Anden, wo das Meer nicht so schnell hinaufsteigen wird, ist wohl nicht so schwer zu treffen. Das hat der Doc gemeint.“

„Hä?“

„Simpel gesagt: Der Doc hat gemeint, wir sollten uns nicht wundern, wenn unsere Truppe hin und wieder einen Mann verliert, auch wenn wir gerade kein Gefecht austragen, richtig?“

„Richtig, Captain, genau das wollte ich damit zum Ausdruck bringen.“

„Na, ich weiß nicht. Das hat vorhin aber irgendwie anders geklungen.“

„Hicks.“

„Ja, Captain?“

„Artikel 3 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte: Jeder Mensch hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person.“

„Schon, aber ich denke, dass...“

„Hicks?“

„Ja, Captain?“

„Hör auf zu denken, Hicks. Dabei kommt nur Unsinn heraus. Du bist ein guter Sergeant, aber ein beschissener Denker, Hicks. Du bist nicht fähig zu erkennen, wenn jemand die Dinge, die er sagt, wörtlich meint oder sinnbildlich. Das ist ein bedeutender Unterschied. Also äußere dich am besten nicht. Verstanden?“

„Natürlich, Captain.“ Er salutierte spöttisch.

„Ich habe keine Ahnung, ob du wirklich so ein Idiot bist, wie du dich manchmal benimmst, oder ob du vor lauter Schlauheit einmal über dich selbst stolpern wirst.“

„Um derartige Fragen zu klären, wurden die Philosophie und der Intelligenztest erfunden, Captain.“

Sie seufzte. „Klugscheißer.“

Eine Horde Kleinkinder war weniger anstrengend als eine Gruppe ausgewachsener, bewaffneter Spinner.

„Fassen wir zusammen.“ Adriana begann mit einer Liste. „Das Zentrum dieses Chaos liegt unter einem Energieschild verborgen. Kein Satellit sieht etwas. Wie auch immer die Leichen das angestellt haben. Wir müssen dorthin. Wir werden massenhaft mit Zombies und Freakazoiden zu tun haben. Wir müssen feststellen, wie sie uns ausspionieren. Wir müssen sie sabotieren. Wir haben nur eine mangelhafte Ausrüstung. Soweit einverstanden?“

Ringsum Kopfnicken.

„Gut. Schonfield hat Dinge gesagt und er hat Dinge nicht gesagt. Was er nicht gesagt hat, ist interessanter. Wir sollen ins Zentrum vordringen, feststellen, wer die Freakazoiden anführt oder was sie lenkt und was auch immer es ist, am besten mitzubringen. Damit beruft er sich auf die Quellcode-Theorie.“

Die Quellcode-Theorie besagte, daß es einen Ursprung geben mußte, einen allerersten, alle überragenden Freakazoiden, von dem alles ausging. Eine Mutation eines Zombies, den Ursprung allen Übels, ohne den die Zombies schon seit vielen Jahren kein Thema mehr gewesen wären. Biß ein Zombie einen Menschen, wurde dieser zum Zombie. Langsam, stumpfsinnig, auf der Suche nach Hirn. Biß ein Freakazoide einen Menschen, so wurde dieser ebenfalls zu einem Freakazoiden. Ein Freakazoide war ein wenig wie ein Vampir.

Das waren Informationen, die ihnen von einer ganz perversen Art von Menschen zugekommen waren, von Agenten. Agenten waren Untote, die sich freiwillig zu solchen hatten transformieren lassen, um sich durch das Land der Zombies und Freakazoiden bewegen zu können. Die medizinisch-klinische Veränderung erhielt ihre menschlichen Fähigkeiten und machte sie so zu perfekten Spionen. Nachteil dieser Behandlung war ihre Endgültigkeit.

Wie viele Agenten es gab, entzog sich Adrianas Kenntnis.

„Schaffen wir das nicht, sollen wir die Quelle vernichten oder beim Versuch draufgehen. Mit einem Wort, wir sind gefickt.“

Sie beendete das Treffen, organisierte sich etwas zu essen und gab nach einigen Bissen auf. Der Fraß schmeckte nach gar nichts und lag nur schwer im Magen. Irgendwer hatte einmal eine Theorie aufgestellt, nach der eine Armee umso besser kämpfte, je mieser ihre Verpflegung war. Demnach hätten sie vorzüglich sein müssen. Ha! Die Theorie war nicht haltbar.

Sie stolperte zu ihrem Schlafsack und kroch hinein. Adriana schloß die Augen, blendete so gut es ging das Geheul aus und atmete mehrmals tief ein und aus. Morpheus ließ sich diesmal Zeit, bis er sie besuchen kam, und so lag sie da, dachte über die Worte des Doc nach und versuchte, sich etwas Schönes vorzustellen.

Das Licht war unbeschreiblich.

Man konnte es niemandem erklären, man mußte es selbst sehen. Es war ganz eigen, berauschend schön und friedlich.

Sie stand auf einem Felsen, nur wenige Meter von der klaren und beinahe vollkommen stillen Oberfläche des Wassers entfernt. Jetzt, wo die Schatten länger wurden, kühlte es langsam auf angenehme Temperaturen ab. Sie blickte hinein in einen Keil, zwei schräg aufeinander zulaufende Felswände, an deren Schnittpunkt ein Wasserfall in die Tiefe stürzte. Aus dieser Entfernung wirkte er friedlich und still, sein Rauschen war kaum wahrzunehmen.

Rings um den See, aus dem von Schilf und Wassergräsern umflorte Steine ragten, wuchsen Wälder bis weit hinauf auf die Flanken der Felswände. Oben auf den

Klippen floß der Jim Jim Creek durch den Kakadu National Park. Unten stand sie, auf dem Arnhem Land Plateau, immer noch im Park.

Adriana drehte sich herum und fand sich vor einer einfachen Blockhütte wieder, die sie nie zuvor gesehen hatte, aber von der sie wußte, daß es die ihrige war. Sie trat ein.

Es war eine schlicht eingerichtete Hütte, die zugleich keinerlei Komfort missen ließ. Sogar das obligatorische Fell vor der Feuerstelle—wenn auch nicht von einem Bären—war vorhanden. Über dem grob gemauerten Kamin ausnahmsweise keine Geweihe, sondern kleine geschnitzte Statuen, Kultfiguren. Künstlerisch überarbeitete Repliken davon hatte sie schon einmal gehabt, die unbezahlbaren Keramiken der im Exil agierenden, ehemaligen Wiener Kunstfabrik Vote.

Das hier waren die Originale.

Sie gelangte in eine schmale, voll ausgestattete Küche. Eine Kanne heißer Kaffee stand auf dem Herd und sie füllte eine zerschrammte Blechtasse, ging durch die Fliegengittertür wieder hinaus auf die Veranda und blickte hinein in einen überschwemmten Wald aus Papierrindenbäumen.

Die Wasseroberfläche war mit saftigen, grünen Blättern von Sumpfgewächsen bedeckt, abgefallenes Laub trieb dazwischen, Wurzeln und gebrochene Bäume lagen im Wasser. Auf den Stämmen unschwer erkennbar die Marken der Hochwasser, die dieses Land in regelmäßigen Abständen überfluteten. Ein idealer Lebensraum für Swamp Thing.

Die Veranda lief um das gesamte Haus, und sie bog um die Ecke. Vor ihr ein gigantischer Sandsteinpilz am Ubirr Rock. Dahinter die fantastische Fernsicht über den Kakadu National Park.

Der Stamm des Sandsteinpilzes: längsgefärbte Steinschichten, verwittert, zerklüftet und scharfkantig. Tausende von Jahren alt. Darauf die Kappe, anderes Gestein. Groß, massiv und weit weniger empfindlich, was Wind und Wetter betraf. Wunderschön, diese unberührte Pracht leibhaftig vor Augen zu haben.

Sie trank ihren Kaffee, er war beinahe schon ausgekühlt.

Sie schritt hinüber zur dritten Seite des Hauses und fand sich unmittelbar vor einem Felsen wieder. Links konnte sie Wald sehen, Streifen von hellem Tageslicht zwischen den Bäumen. Dies war Nourlangie Rock, und auf dem Fels vor ihr war eine Zeichnung erkennbar. Die Figur war schon da gewesen, noch bevor die zerstörerischen Europäer gegen diesen Kontinent geprallt waren, um ihn als Strafkolonie zu mißbrauchen und dabei die Urkultur zu zerstören. Hier waren Tod, Vernichtung und Christianisierung durch James Cook der Weg bereitet worden.

Die Figur glich einem Röntgenbild, man konnte das Innere der Person erkennen. Gefährlicher Geist, der Frauen frißt. Das war ihre Bezeichnung, das war es, was sie bedeutete. Da konnte das Däniken-Institut noch so viele abgedrehte Erklärungen aus dem Hut zaubern, wie es wollte.

Ihr Kaffee war kalt geworden und schmeckte scheußlich. Sie schüttete ihn über das Gelände auf die Erde, wo er in dutzende große Tropfen auseinanderstob, Tropfen, die sich dehnten, streckten, verformten, ihre Farbe veränderten und rasend schnell heranwuchsen, eine Struktur entwickelten, einen festen Panzer. Sie wurden zu Salzwasserkrokodilen, die rasch im Wald verschwanden, um in ihr Wasser zu gelangen.

Witzige Welt.

Sie trat zurück in ihre Blockhütte, als die ersten Schneeflocken zu fallen begannen. Sie schloß die Tür, draußen tobte ein Schneesturm. Im Kamin prasselte ein Feuer, und auf dem Fell davor saß eine Frau und blickte ihr entgegen.

Sie war atemberaubend schön. Sie hatte leuchtend grüne Augen, nein, korrigierte sich Adriana. Eines ihrer Augen war leuchtend grün, das andere strahlend blau. Eine Körperhälfte war vom Haaransatz bis zu den Füßen tätowiert. Sie hatte langes, schwarzes Haar, das einer glänzenden Welle gleich über ihre Schulter floß. Sie war so eindrucksvoll, daß Adriana nichts anderes tun konnte, als einfach still dazustehen und sie zu bewundern.

Die Frau stand auf. Sie war ein wenig größer als Adriana. Sie war perfekt. Sie lächelte. Sie streifte ihr wunderschönes Lederkleid ab, ließ sich auf dem Bett nieder, stützte sich auf einem Arm ab und streckte sich aus.

„Du weißt, daß du träumst, nicht wahr?“ Die weiße Wolldecke kontrastierte eindrucksvoll mit der von Sonne gebräunten Haut und dem beeindruckenden Muster an Tätowierungen. Die Brüste der Frau waren entblößt. Sie hatte zwei Schmucksteine darin stecken, gebogen wie die Hörner eines Stiers, die Enden nach vorn gerichtet, von derselben Farbe wie ihre Augen.

„Ich habe es fast befürchtet.“ Adriana schüttelte betrübt den Kopf. Es wäre auch zu schön gewesen. Der Traum war zu realistisch gewesen. Sie hatte jedes Lüftchen gespürt, die Wasser des Waldes gerochen, aber es war ihr zugleich etwas merkwürdig vorgekommen, vier augenfällige Merkmale des Kakadu National Park zu den Seiten ihrer Hütte zu finden, arrangiert, wie es in der Natur keineswegs der Fall war.

Sehr, wirklich sehr bedauerlich.

„Dann träume ich dich auch?“ Die Frau lächelte sie beinahe verschmitzt an, und dieses Lächeln jagte Adriana ein Prickeln die Wirbelsäule hinab. Gütige Göttin.

„Das würde ich so nicht sagen. Träume kommen aus dem Unterbewußtsein. Ich hingegen bin Bestandteil einer Realität, nicht unbedingt deiner. Vieles, das mit mir im Zusammenhang steht, würde dir wie ein Traum vorkommen, wenn du dich in meiner Realität befändest. Drücke ich mich irgendwie verständlich aus?“

„Nein, aber das ist egal.“ Adriana ließ sich auf der Bettkante nieder. Sie zögerte, die Frau zu berühren, obwohl der Wunsch danach beinahe überwältigend war. Die Schöne nahm ihre Hand, ein elektrischer Schlag durchfuhr Adriana. Ihre Hand kam auf einer Brust zu liegen. Es war schockierend, wie real sich die Haut unter ihren Fingern anfühlte. Es war unmöglich, derartig viele Details zu träumen, oder?

„Ich träume immer noch, nicht wahr?“

„Das ist deine Interpretation der Dinge.“ Die Stimme klang träge und kehlig, als wäre sie müde oder in Erwartung einer Intimität.

„Möchtest du mich noch mehr berühren?“ fragte die Schönheit und Adriana ließ ihre Hände dem Muster der Tätowierungen folgen, bis sie beim Schoß anlangte. Sie zögerte kurz, schob dann ihre Hände zwischen die Schenkel.

„Ich dachte, du magst Männer,“ sagte die Schöne, und Adriana intensivierte ihr Greifen, Streicheln, Stoßen.

„Sicher. Aber nicht jetzt.“ Sie vergrub ihren Kopf zwischen den Beinen, atmete tief ein, nahm den Geruch der Frau in sich auf, füllte ihre Lungen. Sie stöhnte, als sich ihre Sexpartnerin ihr aktiv zuwendete und sie zu Serien von Höhepunkten

führte. Sie berauschte sich an ihr, bis sie außer Atem war und sich in ihre Arme sinken ließ, während ihre Finger über die vom Schweiß nasse Haut glitten und den Mustern folgten.

„Wer bist du?“ Sie genoß es, die Hand auf ihrem Kopf zu spüren, die sachte über ihr Haar streichelte.

„Ich bin diejenige, die du auf meiner Haut siehst. Mein ganzes Leben liegt offen vor dir. Du mußt es nur lesen können.“

„Sag mir wenigstens deinen Namen. Ich möchte den Namen jener Frau erfahren, mit der ich gerade den besten Traumsex aller Zeiten hatte.“

„Ich bin Chaska, Prinzessin von Gorja.“

„Du stammst nicht aus meiner Welt, richtig?“

„Meine Welt ist größer. Sie hat zwei Monde und ist weiter von deiner Welt entfernt, als du dir vorstellen kannst.“

„Wie bist du hierhergekommen?“

„Die Apophis-Theorie.“

„Was?“ Adriana setzte sich auf.

„Das, was ihr Apophis-Theorie nennt. Expansive, unberechenbare Risse im Gefüge von Raum und Zeit. So bin ich hierhergekommen. Ich habe sie als Pfade benutzt, um die Abgründe zwischen unseren Welten zu überwinden.“

„Dann hat HGT tatsächlich...“

„Nein. Kein Mensch hat das verursacht. Wenn du dein Leben in Ordnung gebracht hast, dann werde ich dich besuchen kommen, dich zu mir holen und dir die Wunder zeigen, die das Universum für uns bereithält. Die meisten davon sind natürlichen Ursprungs, andere wurden künstlich geschaffen, von Wesen, die du dir nicht vorstellen kannst. Das Apophis-Phänomen ist nicht natürlichen Ursprungs. Ihr seid nur zufällig darauf gestoßen und habt es über eure Welt gebracht.“

„Zum Glück träume ich, sonst würde ich jetzt Angst bekommen.“

„Liebenswerte Kriegerin, ich habe nie gesagt, daß du träumst. Du bist zwar nicht wach, aber du schläfst auch nicht. Belassen wir es dabei, einverstanden?“

„Prinzessin Chaska von Gorja. Ein sehr schöner Name. Werde ich dich wieder... träumen?“

„Das wirst du.“

„Chaska, ich...“

„Pst, still, mein Mädchen.“

Chaska streichelte ihr über das Haar und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

„Zeit, aufzuwachen.“

